

Rudolf Steiner

„DEUTSCHE LITERATUR UND GESELLSCHAFT IM  
19. JAHRHUNDERT“ VON SAMUEL LUBLINSKI

*Erstveröffentlichung in: I: Magazin für Literatur 1899, 68. Jg., Nr.27 u. 1900, 69. Jg., Nr.20 u. 21. II: Die Gesellschaft 1900, XVI. Jg., Bd. IV, Heft 6 (GA 32, S. 271-292)*

I

Bis jetzt musste, wer ein Buch suchte über die literarische Entwicklung Deutschlands in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts, trotz mancher trefflicher Leistungen anderer doch zu Georg Brandes «Hauptströmungen der Literatur im neunzehnten Jahrhundert» greifen. Denn nur hier war der Zusammenhang der literarischen Erscheinungen mit dem Ganzen des Geisteslebens von einer starken Persönlichkeit dargestellt, die ein Verhältnis hatte zu den Ideen der Zeit, zu den bewegenden psychologischen und ethischen Kräften. Man darf nun ruhig behaupten, dass durch S. Lublinskis Schrift «Literatur und Gesellschaft im neunzehnten Jahrhundert» sich diese Tatsache ändert. Wir meinen, dass dies in Zukunft das Buch werden wird, das alle diejenigen befriedigen kann, die bisher nur bei Brandes ihre Wünsche erfüllt fanden.

Es hatte in zweifacher Beziehung etwas Missliches, dass das Werk von Brandes in dem bezeichneten Sinne ausschlaggebend war. Wenn sich der dänische Literaturhistoriker auch in seltener Weise in das Geistesleben Deutschlands versetzt hat: er nimmt seinen Gesichtspunkt doch außerhalb desselben. Er schildert zuletzt doch, wie ein Däne schildern muss. Dazu kommt ein anderes, wichtigeres. Brandes ist ein feiner Psychologe. Aber ein Psychologe, an dem die Erkenntnisse der modernen naturwissenschaftlichen Betrachtungsweise spurlos vorübergegangen sind. Bei ihm ist der Geist doch noch ein Wesen für sich. Die

[272]

Seele hat bei ihm etwas Fleischloses. Das Stück Physiologie, das die neue Naturwissenschaft der Psychologie einverleibt hat, fehlt bei ihm. Er schildert die führenden Köpfe, als wenn sie rein geistige Wesen wären. Er hat zum Beispiel in unvergleichlicher Weise die Psychologie der Romantik gegeben. Aber die Romantiker haben etwas Schemenhaftes, Ätherisches. Alles wird durch das Geistige an sich motiviert. Das ist heute nicht mehr möglich. Unsere psychologische Einsicht hat durch die Naturwissenschaft Konsistenz gewonnen. Manches erscheint uns daher in Brandes' Psychologie wie ein willkürliches *Aperçu*. Der Ausblick auf die «ewigen, ehernen Gesetze», nach denen auch der Geist seines Daseins Kreise vollenden muss, fehlt.

Samuel Lublinski ist ein modern gebildeter Kopf. Er rechnet mit den Einsichten, die Naturwissenschaft und Soziologie geliefert haben. Überall tritt zu Tage, dass er als Geist des scheidenden Jahrhunderts darstellt. Zwar möchte man ein Mehr an naturwissenschaftlichen Erkenntnissen wünschen. Das Bildungselement, das sich aus der gediegenen deutschen Kulturentwicklung der ersten Jahrhunderthälfte ergeben hat, tritt uns in dem Buche entgegen, die Betrachtungsweise, die man aus einem verständnisvollen Vertiefen in die deutsche Philosophie gewinnt. Solche war ja aber auch bei Geistern wie Friedrich Theodor Vischer, Carrière, Hettner vorhanden. Bei ihnen fehlte nur der Einschlag, den Natur- und Gesellschaftswissenschaft heute geben können. Lublinski hat diesen Einschlag in seine Betrachtungsweise aufgenommen. Wir möchten das allerdings in noch höherem Grade wünschen. Aus manchen Anführungen, die dem Gebiet der Naturerkenntnis entnommen sind, geht hervor, dass unser Autor

[273]

in der Denkart der modernen Weltbetrachtung noch nicht voll heimisch ist. Doch ist das unwesentlich in Anbetracht des Umstandes, dass er überhaupt Naturanschauung in moderner Art im Leibe hat.

Dazu kommt, dass sich in dem Buche durchaus ein Mann ausspricht, der persönlich über die Dinge etwas zu sagen hat, über die er spricht. Der Verfasser des Buches interessiert uns neben dem Inhalt des Werkes. Dadurch ist Lublinskis Darstellung eine moderne Schöpfung geworden.

Das besondere Kapitel «Literatur und Gesellschaft» wächst aus dem Ganzen des Kulturlebens heraus. Nichts fehlt, was herangezogen werden muss, um die Tätigkeit der führenden Geister auf der einen Seite, die Physiognomie des Geschmackes auf der anderen Seite zu erklären. Mit feinem Takt werden Wissenschaft, Philosophie, Politik, Gesellschaftsleben herbeigerufen, um dem Gesamtbild die äußeren Farben zu geben. In der Heranziehung von erklärenden Beispielen ist Lublinski Meister. In der Anführung von Tatsachen, die zum Beleg der Wahrheiten dienen, die er ausspricht, scheint er uns besonders glücklich. Wie anschaulich wird zum Beispiel das deutsche Publikum charakterisiert durch die Stellung, die es Kotzebue gegenüber einnahm! Wie fein wird auf Heines Eigenart hingewiesen durch eine Äußerung, die dieser Dichter Adolf Stahr gegenüber gemacht hat. Und dabei treten nirgends, wie das bei vielen Literarhistorikern der Fall ist, die Vorarbeiten des Verfassers in aufdringlicher Weise uns entgegen. Lublinski hat die Ergebnisse dieser Vorarbeiten erst ausreifen, Frucht werden lassen, bevor er sie uns aufgetischt hat.

[274]

Gegenüber dem geistreichen Brandes dürfen wir hier wohl das Prädikat geistvoll anwenden. Ein Zug von Gediegenheit geht durch das Werk. Der Standpunkt ist hoch genommen, und dennoch liest sich alles wie eine einfache Erzählung. Solche Bücher sind ein Beweis dafür, dass wir jene Stufe der Darstellungskunst wieder erreicht haben, die Gutzkows literarhistorische Schriften so entzückend macht.

Einen feinsinnigen Betrachter und einen mutigen Beurteiler haben wir vor uns. Es ist keineswegs häufig, dass sich diese Eigenschaften vereinigt finden. Das eigene Urteil wird nur zu oft durch die hingebungsvolle Betrachtung getrübt. Oder es leidet die Betrachtung durch den Eigensinn eines oft recht willkürlichen ästhetischen Standpunktes. Die Bearbeiter der Literaturgeschichte haben ja gerade in unserer Zeit nach diesen beiden Richtungen das Unglaublichste geleistet. Bei Lublinski entspringt das Urteil aus der ruhigen Betrachtung, und keine Voreingenommenheit kann seine Versenkung in die Tatsachen stören.

Die Größe der dargestellten Persönlichkeiten erdrückt bei Lublinski nirgends die eigene Individualität. Er stellt Kleist dar als den ersten großen, vielleicht größten «Dichter, den das neunzehnte Jahrhundert in Deutschland hervorbrachte», aber das hindert ihn nicht, diesem Dichter seine Fehler vorzurechnen. Wie tief in Kleists Wesen lässt eine Bemerkung blicken wie diese: «Kleist ist zweifellos der erste Gipfelpunkt der Romantik gewesen. Er erfüllte fast alle Forderungen der Schule: er entfesselte die dunkelsten, die geheimnisvollsten Gewalten der menschlichen Natur, die er zugleich mit gewaltiger Willenskraft dem starren Zwang einer knappen, gemeißelten Kunstform

[275]

unterjocht. Er stand auf der Höhe der Bildung seines Zeitalters, er beherrschte die griechische wie die christliche Mythologie, die hellenische wie die moderne Kunstform und wusste in seinen höchsten Leistungen diese grundverschiedenen Elemente zu neuer Ganzheit umzuschmelzen. Allerdings gab es auf diesem Wege gewisse Grenzen, und die Risse und Klüfte und Widersprüche, die manchmal grell hervortraten, konnten selbst durch die Mystik und zeitweiliges Zerstören der Kunstform nicht ganz verschleiert werden, weil er sich auch als Mystiker und Zerstörer völlig fernhielt von dem Phrasennebel eines Zacharias Werner oder dem witzigen, höhnischen, spielerischen Übermut der andern Romantiker. Er war eben nicht aus Schwäche Romantiker geworden, aus einem femininen Gelüst der Selbstironie, sondern weil furchtbar schmerzliche Erfahrungen ihn gelehrt hatten, an das Geheimnisvolle und an die chaotische Verwirrung zu glauben.»

Der Verfasser versucht den Einfluss, den die philosophische Bewegung im Beginne und im ersten Drittel des Jahrhunderts auf das Literaturleben gehabt hat, dadurch zu kennzeichnen, dass er gewissermaßen populäre Extrakte aus den Anschauungen der Philosophen gibt. Unzweifelhaft hat er auch dadurch der Gesamttendenz seines Buches gedient. Dennoch kann sich der Kenner der Weltanschauungsgeschichte mit diesen Extrakten nicht einverstanden erklären. Ich glaube, in diesen Dingen Erfahrung zu haben. Ich weiß, dass es keine philosophische Wahrheit gibt, die nicht in populärer Form, kurz und bündig, mit einer nicht so großen Zahl von Sätzen sich darstellen ließe. Die Extrakte Lublinskis scheinen mir aber fast in keinem Falle die Gedankengänge der Philosophen richtig wiederzugeben.

[276]

Bei Kant zum Beispiel legt er den Hauptwert darauf, dass dieser Denker das menschliche Erkennen auf die Erfahrung verwiesen hat. Der Königsberger Weise soll die Unerkennbarkeit des Dinges an sich nur deswegen gelehrt haben, damit der Mensch sich mit der Untersuchung des Diesseits zufrieden gebe und sich um das Jenseits nicht weiter wissenschaftlich kümmere. Es scheint mir aber ganz gewiss zu sein, dass Kant sein Hauptziel mit den Worten verraten habe: ich suchte das Wissen einzuschränken, um für den Glauben Platz zu bekommen. Er wollte dem Menschen den Glauben an Gott und Unsterblichkeit erhalten; deshalb suchte er zu beweisen, dass das Wissen bis zu dem Gebiet nicht hinanreicht, aus dem diese jenseitigen Elemente stammen. Ebenso wenig ist die große Denkweise Fichtes mit den Sätzen Lublinskis charakterisiert. Ich gebe zu, dass die Romantiker Fichte in der hier wiedergegebenen Form verstanden haben. Er selbst hätte sich aber zweifellos verwahrt gegen diese Ausdeutung. Das Fichtesche Ich musste von den Romantikern erst missverstanden werden, um Grundlage der sogenannten Ironie zu bilden. Eine gleiche Anmerkung hätte ich gegenüber der Darstellung Hegels von seiten Lublinskis zu machen. Es ist mir doch fraglich, ob es gestattet ist, die Anschauungen eines Denkers in der Form zu geben, in der sie sich bei unklar sehenden Zeitgenossen spiegeln. Denn gerade die Weise, wie die echte Form in ein falsches Bild sich verwandeln und als solches wirken kann, ist interessant und kulturgeschichtlich wichtig. Diese Weise kann man aber nur verstehen, wenn man die echte Form kennt.

Nicht unerwähnt möchte ich auch lassen, dass Goethe in dem Buche zu wenig zur Geltung kommt. Dadurch erscheint

[277]

die Romantik wie aus der Pistole geschossen. Sie ist aber nichts anderes als die Ausgestaltung eines Elementes der Goetheschen Weltbetrachtung. Die Wirklichkeitsferne, in die sich Goethe nach seiner italienischen Reise versetzt hat, wirkte faszinierend auf einzelne Zeitgenossen. Goethe wollte in einer höheren Welt, über der alltäglichen, leben. Er drang auf das Typische, weil ihm die gemeine Wirklichkeit mit ihren Individualitäten nicht die tiefere Wahrheit der Natur zu geben schien. Was er anstrebte, nachdem er durch den vollen Erfahrungsgehalt der Wirklichkeit hindurchgegangen war, das wollte die Romantik ohne solche Voraussetzung, durch ihre auf bloßer Willkür beruhende Ironie erreichen. In der höheren Gesetzmäßigkeit wollte sich Goethe heimisch machen, weil ihm die alltägliche Notwendigkeit nicht genügte. Die Gesetzlosigkeit verwechselten die Romantiker mit der höheren Gesetzmäßigkeit. Die ganze Romantik ist im Grunde doch der missverstandene Satz Schillers, den dieser an Goethe in Anknüpfung an «Wilhelm Meister» schrieb: «Der Mensch ist nur da ganz Mensch, wo er spielt; und er spielt nur da, wo er im höchsten Sinne des Wortes Mensch ist.» Die Romantiker haben sich nur an den ersten Teil dieses Satzes gehalten. Erst aber muss der Mensch sich durch die höchste Kultur zu einer Bildungsstufe erheben, die sein Spiel als höchsten Ernst erscheinen lässt. Er muss die Notwendigkeit in sich fühlen, in sich verwirklicht haben, dann wird er sie mit Freiheit spielend wiedergebären.

Goethes Stellung innerhalb des literarischen Lebens im ersten Drittel des Jahrhunderts ist eine solch überragende, dass er allerdings einen breiteren Raum einnehmen muss, als ihm Lublinski einräumt.

[278]

Diese Ausstellungen sollen aber nicht dazu dienen, den Wert des Buches gering erscheinen zu lassen. Wenn es dem Verfasser gelingen wird, seine Aufgabe in derselben Weise, wie er sie begonnen hat, zu Ende zu führen, das heißt, wenn er uns die zwei letzten Drittel des Jahrhunderts in so befriedigender Weise darstellen wird, wie ihm dies bezüglich des ersten gelungen ist: dann wird er ein Werk geschaffen haben, das weitesten Kreisen in der denkbar besten Weise dienen kann.

Ohne Zweifel darf man aber den bisher vorliegenden Teil als eine wesentliche Bereicherung der Literaturgeschichte ansehen, sowohl was die Beherrschung des Stoffes wie auch seine Behandlung anbetrifft.

## II

Man streitet heute viel über wissenschaftliche Methoden. Man glaubt vielfach, ein fruchtbares wissenschaftliches Arbeiten sei nur möglich, wenn die Methoden festgestellt sind. Wem es wirklich um die Sache auf irgendeinem Gebiete des Natur- oder Geisteslebens zu tun ist, der kann aus allen Streitigkeiten über Methoden ungemein wenig gewinnen. Wirklich fruchtbar kann doch nur eine neue Beobachtung, ein neuer Gedanke sein, der die Dinge in einem bis zu seinem Auftreten unbeachteten Zusammenhange sieht. Ich habe noch jedesmal, wenn ich auf eine Arbeit gestoßen bin, die einem Gegenstande bemerkenswerte Seiten abgewinnt, beobachtet, wie sich der Arbeiter herzlich wenig um den Streit über die Methoden kümmert. Aber ich habe auch immer beobachtet, wie herzlich unbedeutend Arbeiten sind, deren Urheber sich in die

[279]

spanischen Stiefel einer bestimmten wissenschaftlichen Methode einschnüren. Was aber unbedingt erforderlich ist, um ein Gebiet des Natur- oder Geisteslebens fruchtbar zu behandeln, das ist ein freier, unbefangener Sinn, der die Dinge unbeeinflusst durch hergebrachte Urteile - ich sage absichtlich nicht Vorurteile - sieht, und eine eigene Lebensanschauung. Nur wer eine solche Lebensauffassung hat, der vermag mir über ein Ding etwas zu sagen, was ich anzuhören oder zu lesen der Mühe wert halte, wenn mir die Dinge selbst zugänglich sind. Eine Reisebeschreibung eines mir unbekanntes Landes lasse ich mir auch von einer Persönlichkeit gefallen, die unbedeutend ist, ebenso den Bericht über eine geologische Exkursion, die ich nicht selbst machen kann. Wer mir aber die Entwicklung der Literatur und Gesellschaft im neunzehnten Jahrhundert darstellt, von dem verlange ich, dass er mich als eigenartige Persönlichkeit durch den Besitz einer Welt- und Lebensanschauung interessiert. Mit solch einer Gesinnung trete ich an ein Buch wie das von Samuel Lublinski «Literatur und Gesellschaft im neunzehnten Jahrhundert» heran, dessen ersten und zweiten Teil ich in dieser Zeitschrift bereits besprochen habe, über dessen dritten und vierten Teil ich hier meine Meinung mitteilen will. Ich habe wenige literaturgeschichtliche Bücher mit solcher Befriedigung aus der Hand gelegt wie dieses. Ein feinsinniger Beobachter geistiger Ereignisse und eine originelle Denkerphysiognomie spricht zu mir.

Gerade diese beiden Eigenschaften befähigen Lublinski, mit sicherem Gefühl an jeder Stelle sowohl den großen, unpersönlichen Zeitströmungen, die die Individualitäten in sich aufnehmen und mit sich fortreißen, gleichzeitig

[280]

aber auch diesen Individualitäten selbst den rechten Anteil an der fortschreitenden geschichtlichen Entwicklung zuzuweisen. Wie klar tritt dies in diesem Buche bei der Behandlung Börnes, Gutzkows, Treitschkes und anderer zu Tage. Nirgends wird durch Voreingenommenheit für das Recht des Individuums der historische Hintergrund, aus dem es herauswächst, übersehen; nirgends aber auch aus Vorliebe für den notwendigen historischen Gang der Ereignisse die Eigenartigkeit der Persönlichkeiten aus dem Auge verloren. Dieser Unbefangenheit verdankt Lublinski das Beste, was er uns durch sein Buch zu bringen in der Lage ist.

Sogleich das erste Kapitel des dritten Bändchens «Menzel, Börne und Goethe» ist ein vollständiger Beweis für das Gesagte. Mit wenigen, aber umso mehr charakteristischen Strichen wird Wolfgang Menzel hingezeichnet. «Menzel war der erste, der an die deutsche Geistesgeschichte den Maßstab der Burschenschaft legte. Zugleich der erste aus der neuen Generation, der dem alten Geschlecht in entschlossener klarer Kämpferstellung gegenübertrat.» In glänzender Weise wird die in diesen Sätzen skizzierte Stellung Menzels charakterisiert. Geradezu zurechtgerückt werden die hergebrachten Urteile über Ludwig Börne. Man hat bisher die kritisch-ästhetische Anschauung Börnes als einen Ausfluss seiner politischen Ansichten hingestellt. Lublinski zeigt, dass der energische, kampffreudige Frankfurter als Ästhetiker ein Gegner Goethes ist, dass er der Begründer einer neuen Ästhetik ist. Von diesem Gesichtspunkte aus erscheint Börnes Verhältnis zu Jean Paul in einem neuen Lichte. «Es ist eine fable convenue der Literaturgeschichte geworden. Börnes Begeisterung

[281]

für Jean Paul ganz auf die leidige Politik zu schieben. Nichts kann falscher oder zum mindesten einseitiger sein.» Nein, es ist die «intime Kunst», als dessen «Künder und Offenbarer» Börne Jean Paul ansah.

Ich bin hier Lublinski gegenüber in einer besonderen Lage. Ich bin sachlich mit ihm gar nicht einverstanden. Ich glaube, dass man in dem politischen Impetus doch wohl die Grundlage zu Börnes ganzem Wirken suchen muss. Nur muss «das Politische» wesentlich weiter gefasst werden, als man das gewöhnlich tut. Lublinski sagt selbst: «Börne war, ganz im Gegensatz zu Heine, eine durch und durch soziale Natur, der geborene Publizist, nicht aber der geborene Schriftsteller oder gar Dichter. Er fühlte sich nur wohl im Volksgewühl und liebte es durchaus nicht, die Massenseele zu zergliedern und zu erforschen, weil er ja alsdann einen überlegenen Standpunkt zu ihr hätte einnehmen müssen.» Ein Geist, von dem man solches sagen kann, ist ein durchaus politischer. Dennoch gewinnt Lublinski ein durchaus neues und berechtigtes Urteil über Börne dadurch, dass er das Nicht-Politische betont. Es ist ihm dadurch möglich, das Engherzig-Politische, das man in Börnes Gesinnung in den Vordergrund rückte, zurück-zuweisen. Ich möchte gerade auf diesen Punkt näher eingehen, weil er mir zeigt, wie die Gedanken eines anderen für mich auch dann bedeutsam werden können, wenn ich sie anders fassen möchte, vorausgesetzt, dass dieser andere eben von wirklich inhaltsvollen Gedanken aus seinen Gegenstand betrachtet.

[282]

## III

Die Urteile, die Börne über Schillers «Teil» und über den König Claudius in Shakespeares «Hamlet» abgegeben hat, führt Lublinski in treffender Weise an. Er behauptet mit vollem Recht, dass hinter Börnes Verurteilung der Schillerschen Dichtung tiefere Motive stecken, als dieser selbst angeführt hat. Nicht die Unredlichkeit Tells gegenüber dem Landvogt, nicht Meuchelmord und Hinterlist können Börne zu seinem harten Absprechen bestimmen; dazu brachte ihn vielmehr der Umstand, dass Schiller im Teil dem Schweizer Volk einen Helden schuf, der nicht die Schicksale dieses Volkes zu seinen eigenen und zur Triebfeder seines Handelns macht, sondern der im Grunde doch nur seine ganz persönlichen Interessen vertritt. «Wer freilich nur soviel Kraft hat, gerade mit sich selbst fertig zu werden, der ist am stärksten allein, wem aber nach der Selbstbeherrschung noch ein Überschuss davon bleibt, der wird auch andere beherrschen und mächtiger werden durch Verbindung.» Der gleiche Grund, der Schiller veranlasste, in Teil nicht eine Gestalt zu schaffen, aus der heraus der Geist des schweizerischen Volkes wirkte, sondern ganz allgemein menschliche Interessen, derselbe Grund wirkte bei Börne, diesen Charakter zu verurteilen; denn Börnes politisches Pathos verlangte an dieser Stelle keine individuell-private Persönlichkeit, sondern eine öffentlich-politische. Und von diesem Gesichtspunkte aus war ihm auch Hamlet antipathisch. Dieser Mensch schien ihm durch seine ganze Gesinnung wurzellos innerhalb der sozialen Verhältnisse, die ihn umgeben, zu sein. Er scheint nicht rechts und nicht links zu sehen, sondern nur die Antriebe

[283]

der eigenen Seele zu kennen. Da war Börne selbst der Bösewicht Claudius lieber, der «nicht schlimm für eigene Rechnung allein» ist, der zu der Sorte Shakespearscher Bösewichter gehört, die Börne so schildert: «Sie bilden Gattung, sie tragen das Kainszeichen auf ihrer Stirn, das Titelblatt von dem Sündenbuche der Menschheit, das nicht verantwortlich ist für den Inhalt, den es anzeigt.» Das All-gemein-Menschliche, das Goethe suchte, als er die Stufe der Klassizität zu erreichen suchte, worin ihm Schiller folgte: dafür hatte Börne keine Sympathie. Goethe und Schiller empfanden es zuletzt wie eine Verfälschung der allgemeinen Menschennatur, wenn dieser etwas anhaftet von den «zufälligen» Einflüssen der unmittelbaren Umgebung, in die sie hineingeboren ist. Sie suchen daher ihre Charaktere aus dieser Zufälligkeit herauszuheben. Börne scheint diesen Drang nach einer höheren Natur im Menschen als eine Teilnahmslosigkeit gegenüber den tatsächlichen Leiden und Freuden empfunden zu haben, denen der Mensch wirklich auf Schritt und Tritt begegnet. Und diese Empfindung stammt wohl aus seinem politischen Pathos, wie das Goethe-Schillersche Ideal des AllgemeinMenschlichen aus einem unpolitischen, rein ästhetisieren-den Pathos stammt. Es ist doch ein großer Unterschied zwischen der Gesinnung Goethes, dem der Ausbruch der Pariser Julirevolution ein uninteressantes Ereignis ist neben dem ihn tief bewegenden gleichzeitigen Streit zweier französischer Naturforscher über die tierische Organisation, und derjenigen Börnes, der fieberhaft-gierig jede Nachricht verschlang, die 1830 von dem Pariser Aufstand eintraf. Demgegenüber möchte ich Lublinskis Satz nicht unterschreiben: «So trifft es sich sonderbar, dass Börne,

[284]

dieser Goethehasser, zugleich in deutschen Landen der erste Goethe-, oder was dasselbe ist, der erste Humanitätsphilister gewesen ist.»

Trotzdem sich Lublinski den Gesichtspunkt zur Beurteilung Börnes etwas verrückt, ist die Gesamtcharakteristik dieser Persönlichkeit doch klar, scharf und zutreffend. Mit noch größeren Sympathien bin ich seiner Charakteristik des Jungen Deutschlands und Gutzkows gefolgt. Hier hat man das Gefühl, dass Lublinski eine Geistesströmung schildert, in der er nicht allein gründlich zu Hause, sondern intim heimisch ist. Gutzkows ureigenste individuelle Wesenheit wird in ebenso charakteristischen Strichen wie sein Verhältnis zu Hegel, Goethe und den politischen und sozialen Bewegungen seiner Zeit geschildert. Ein vorzügliches Licht wird über den Ästhetiker des Jungen Deutschland, über Ludolf Wienbarg, ein ebensolches über Heinrich Laube geworfen.

Hier zeigt sich Lublinski als Historiker von einem ungewöhnlich feinen Takt. Das Thema, das er sich gestellt hat, «Literatur und Gesellschaft», verlangt von ihm ein bisweilen recht subtiles dynamisches Abwägen der Wirkungen damaliger Zeitströmungen in den einzelnen Persönlichkeiten. Es ist ihm nun gelungen, in taktvollster Weise zu kennzeichnen, wie das Hegeltum, das Goethetum, der Historismus, die Romantik und andere Zeitströmungen im zweiten Drittel des Jahrhunderts von den führenden Geistern empfunden wurden.

Um nur ein Beispiel anzuführen, sei darauf hingewiesen, wie Lublinski den Einfluss des Hegeltums auf das Junge Deutschland schildert. «Was den jungen Leuten am Hegelschen System so schrecklich schien, das war der steinerne

[285]

Turmbau des Meisters, diese mächtige Kolossalpyramide, zu der er nicht gewöhnliche Steine verwertete, sondern historische Zeitalter, alle Völker und Menschen des Erdballs. Da wurde so einem jungen Menschen entgegengehalten: du gehörst dem neunzehnten Jahrhundert an, der letzten Stufe der Pyramide... Luther lebte im sechzehnten Jahrhundert, also machte er die Reformation. Das geheimnisvolle metaphysische Gesetz, das den Turm mauerte, hatte den Reformator eben beim Kragen, und es lag gar nicht in seiner Wahl, war gar nicht seine persönliche Gewissenssache, Reformation oder nicht Reformation zu machen.» Es kommt für Lublinskis Aufgabe nicht darauf an, dass damit eine ganz missverständliche Auffassung der Hegelschen Weltanschauung gegeben ist, sondern darauf, dass damit richtig das Spiegelbild dieser Auffassung in den Köpfen des Jungen Deutschland gegeben ist. Denn nur weil dieses Bild in seinem Geiste lebte, konnte Gutzkow im Hinblick auf Hegels Ideenrichtung sagen: «Starb in Cato ein Begriff oder eine große, edle, hochherzige Seele? War Philipp II., war Robespierre ohne moralische Zurechnung? Ist der Weltgeist der Souffleur aller großen Worte gewesen, die von Menschen gesprochen wurden? Der Souffleur des non dolet der Arria, der sancta simplicitas Hussens und selbst jenes wehmütig herben Spruches, womit ein Gladiator den Kaiser grüßte? Dieser philosophische Schematismus betrügt die Menschheit um ihre Erhebungen.» Mag Gutzkow mit solchen Worten Hegel gründlich unrichtig charakterisieren: er tut es, weil in ihm der Schöpfer des «Zeitromans» sich heraufarbeitet, der nach Menschen verlangt, die den Geist ihrer Zeit als ihr Temperament,

[286]

als ihre Leidenschaften, als ihr Ethos in sich tragen, die aus diesem Zeitgeiste heraus gestaltet, nicht aus der großen Weltidee heraus begriffen sein wollten. Die sozialen Faktoren, das gesellschaftliche Milieu finden wir in den Wirkungen, wenn wir die Einzelseele der Persönlichkeit studieren. Was sich auf dem Grunde der individuellen Seele abspielt, das ist in hohem Grade ein Ergebnis der Machtfaktoren in der Umgebung, in den politischen Verhältnissen des betreffenden Individuums. Den Menschen aus den volksethischen, volksreligiösen und sozialen Faktoren zu begreifen und zu gestalten: das war die Tendenz, die sich in Gutzkow herausarbeitete. Wir erkennen diese Tendenz bereits in dem Erstlingsroman «Maha Guru»; wir finden sie auch in seinen «Charakteristiken». Lublinski sagt in bezug auf die letzteren von Gutzkow: «Er wählte mit Vorliebe entweder seltsame und abnorme oder wenigstens in seltsamen Verhältnissen lebende Charaktere, die er in ihrem innersten Wesen treu, gewissenhaft und dichterisch zu erfassen suchte. Dieses Wesentliche ging in seinen Stil über, der außerdem von beweisender und erklärender Art war und da und dort die Pfauenfeder farbiger Pointen aufsetzte. Nirgends formte er einen Witz um des Witzes willen oder in der Absicht, zu bekämpfen und zu vernichten; sondern die Hauptsache war immer, einen seltsamen Charakter rein sachlich zu erklären und zu erhellen.» An einer anderen Stelle führt Lublinski weitere Gründe an, warum die Jungdeutschen besonderes Glück mit der Charakterskizze hatten. «Natürlich kam ihnen die anerzogene Hegelsche Dialektik, diese Gymnastik des Geistes, die sich in psychologischen Scharfblick verwandelt hatte, dabei zu Hilfe. Und da sie öffentliche Charaktere

[287]

schilderten, so ergab sich ganz von selbst das Prinzip der Wechselwirkung zwischen den sozialen Zuständen und dem Charakter der einzelnen Persönlichkeit.»

Ganz im Stile dieser zugleich scharfsinnigen und zugleich fein nuancierten Charakterisierungskunst schreitet Lublinski in der Ausmalung der vierziger, fünfziger und sechziger Jahre fort. Den mehr ästhetisch veranlagten Lesern wird des Darstellers flüchtiges Vorübergehen an rein künstlerischen und ästhetischen Fragen auffallen. Lublinski berücksichtigt den Gehalt der künstlerischen Erscheinungen durchaus mehr als die Form. Was fest in der ganzen Zeitkultur wurzelt, was der Ausdruck einer charakteristischen Stufe des Zeitgeistes ist, das verfolgt dieser Historiker bis in die feinsten Verzweigungen; das rein Künstlerische kommt dabei zuweilen etwas zu kurz. Ich möchte das nicht als Tadel, sondern gewissermaßen sogar als einen Vorzug des Buches bezeichnen. Es erscheint mir durchaus besser, wenn einer das macht, was er seinen ganz individuellen Fähigkeiten nach vortrefflich machen kann, als wenn er sich irgendeiner sogenannten «objektiven» Methodologie fügt. Es wird gewiss manchem sonderbar erscheinen, was Lublinski in dem Vorwort zum vierten Band sagt: «Ein Ernst von Wildenbruch konnte hier, wo es sich um Wechselwirkung zwischen Literatur und Gesellschaft handelt, übergangen werden, nachdem ich schon den prägnantesten literarischen Vertreter des neupreußischen Teutonentums erwähnt hatte: Heinrich von Treitschke.» Ich finde es durchaus gerechtfertigt, dass Lublinski eine solche subjektive Maxime geltend macht. Was er zu sagen hatte, konnte er an Treitschke besser als an Wildenbruch veranschaulichen.

[288]

Ein Meisterstück ist auch das Kapitel, das Lublinski überschreibt: «Das silberne Zeitalter der deutschen Literatur.» Er gebraucht diese Bezeichnung vornehmlich für die Zeit Hebbels, Otto Ludwigs, Kellers. Bei Hebbel fällt ganz besonders auf, wie Lublinski diesem Dichter in die grandiose Dialektik seiner Phantasie zu folgen vermag, wie er die «hohe Tragödie», die «große Form» dieses mächtig ringenden Geistes zu charakterisieren imstande ist. Ich möchte nur eine treffliche Stelle aus dieser Charakteristik anführen: «Hebbel war gleichsam als ein erster Entdecker und Gesetzgeber aus dem Urwald zur Kultur und zur Moral gekommen. Noch fühlte er kochende Naturkräfte in seinem Organismus, während sein Auge mit Entzücken und Schreck auf einer steinernen Tafel flammende Gesetzesworte las, hinter denen der grüblerische Gedanke Kulturgüter ahnte, wie sie im Urwald nicht zu finden sind. Das war das Starre und Elementare, wenn man will, das Nordisch-Atavistische in seiner Natur. Denn es erging ihm, wie den Nordgermanen überhaupt, als sie in alten Zeiten das Sittengesetz als Christentum überliefert erhielten. Auch Hebbel nahm das Gesetz ganz in sein innerstes Wesen auf, welches sich zu spalten begann, indem das junge Kulturelement mit uralten Rasseninstinkten in heftigen Kampf geriet. Die Folgen solcher Kämpfe kennt man ja: Mystik, Gewissensangst, haarspaltende Kasuistik, unermüdliches Bohren und Grübeln, dämonisches Ringen um eine Lösung des Welträtsels.»

In haarscharfen Linien werden die Gestalten Gustav Freytags, Julian Schmidts, Paul Heyeses, Friedrich Spielhagens aus den Bedingungen ihrer Zeit heraus erklärt; zugleich wird mit sicherer Empfindung ihre Bedeutung

[289]

abgewogen. Als guter Beobachter erweist sich Lublinski auch, wo er den Einfluss der Entstehung des «neuen Reiches» und des Überhandnehmens der sozialistischen Propaganda auf die Entwicklung von Literatur und Gesellschaft darstellt.

Zurückhaltender und skizzenhafter wird der Verfasser in seiner Schilderung der jüngst vergangenen und der gegenwärtig noch fortwirkenden literarischen Strömungen. Er hat ein Gefühl für das Unsichere und Unfertige, das in diesen Strömungen zum Ausdruck kommt. Das bewahrt ihn vor Überschätzung einzelner Erscheinungen, denen gegenüber das Urteil anderer Zeitgenossen erheblich ins Bedenkliche gerät. «Bisher ist es nicht gelungen, Werke der Höhenkunst, Monumental-Dichtungen hervorzubringen, welche der Weltliteratur angehören oder auch nur in ihrer Art den besten Schöpfungen der engeren deutschen Literatur, wie sie in der klassischen Zeit oder in den fünfziger Jahren hervorgebracht wurden, entfernt gleichkämen.» Damit sagt Lublinski seine Meinung über die Gegenwart der Literatur. Ob er damit recht hat oder nicht: darüber enthalte ich mich eines Urteils. Es wäre nutzlos, sich darüber auszulassen, ob der Verfasser dieses Buches der Gegenwart gegenüber die für den Darsteller notwendige Distanz hat, die ihm gegenüber den älteren Erscheinungen zweifellos zuzusprechen ist.

#### Zweite Besprechung

Der Verfasser dieses Buches hat sich eine bedeutende Aufgabe gestellt. Er will die literarischen Erscheinungen des neunzehnten Jahrhunderts in ihrem Zusammenhange mit

[290]

dem gesellschaftlichen Leben darstellen. Für eine solche Aufgabe gibt es wenig Vorarbeiten. Die Literaturhistoriker betrachteten bisher die Literatur als eine Welt für sich. Sie suchten nach Methoden, um in dieser Welt wissenschaftlich Ordnung zu schaffen. Dass aber diese Welt mit dem ganzen sozialen Leben zusammenhängt: das berücksichtigten sie nicht. Lublinski ist tief durchdrungen von der Überzeugung, dass nur derjenige versteht, was in der Welt der Dichtung vorgeht, der ein Auge hat für das ganze Leben. Bis in die wirtschaftlichen Erscheinungen auf der einen Seite und bis in die philosophischen Gedankenströmungen auf der anderen Seite verfolgt er die Fäden, welche die Literatur mit dem Leben verbinden. Man muss zugestehen, dass der Versuch, den Lublinski macht, das Kapitel «Literatur und Gesellschaft» als einen Teil der Kulturgeschichte zu behandeln, in überraschend guter Weise gelungen ist. Was bei den Werken dieser Art meist störend wirkt, ist, dass ihre Verfasser nur über das eine oder das andere etwas Individuelles zu sagen haben und dass sie uns im übrigen über weite Gebiete führen, auf denen wir nur die Geschicklichkeit bewundern dürfen, mit der sie ihre «Methode» auf einen ihnen gleichgültigen Gegenstand anwenden. Man kann Georg Brandes, den geistreichen Darsteller der literarischen «Hauptströmungen des neunzehnten Jahrhunderts», von diesem Fehler nicht freisprechen. Er hat zum Beispiel über die deutsche Romantik Dinge vorgebracht, die nur er in dieser Weise sagen konnte. Aber er hat die Methode, durch welche die Psychologie der Romantik in prächtiger Weise bloßgelegt wird, auch auf das «Junge Deutschland» angewandt. Da versagt sie. Lublinski kann

[291]

ein solcher Vorwurf nicht gemacht werden. Er hat eine solche einseitige Allerwelts-Methode nicht. Weil er die Literatur nur als ein Glied der ganzen Kultur betrachtet, findet er innerhalb des ganzen Umkreises des Lebens immer den Punkt, von dem aus eine literarische Erscheinung zu betrachten ist. Man darf von ihm sagen: er hat für jede Erscheinung eine eigene Methode. Er wird zum Beispiel der einzelnen Persönlichkeit vollkommen gerecht, wenn diese wirklich das treibende Element vorzüglich in sich selbst und in ihrer individuellen Entwicklung hat; und er lässt auf das «Milieu» dann das rechte Licht fallen, wenn die Persönlichkeit nur der Ausdruck gewisser Zeitströmungen ist. Besonders gelungen sind die Charakteristiken von Heinrich von Kleist, Heine, Friedrich Hebbel und die Milieudarstellungen in den Kapiteln: «Geistige Struktur Deutschlands um 1800», «Das Publikum», «Tendenzen des Jungen Deutschland», «Das silberne Zeitalter der deutschen Literatur», «Das Bürgertum». Ein Glanzpunkt des ganzen Werkes ist die Schilderung Gutzkows. Es ist nicht zu leugnen, dass viele literarische Erscheinungen in ihrem rechten Lichte nur erscheinen können, wenn man die Linien weiter verfolgt, die Lublinski vorläufig angedeutet hat. Es liegt in der Natur der Sache, dass man gegen vieles in dem Buche Einwendungen machen kann. Man hat oft das Gefühl, dass ein Weg gerade erst begonnen ist, und dass noch eine erhebliche Strecke zurückgelegt werden müsste, wenn ein einigermaßen sicheres Ergebnis dastehen sollte, wo wir jetzt eine bloße Vermutung antreffen. Allein das kann nicht anders sein. Lublinski hat sich eine Aufgabe gestellt, die man wahrscheinlich nicht einmal dann vollkommen lösen

[292]

kann, wenn man drei bis vier Jahrzehnte zu ihrer Bewältigung verwendet. Dankenswert ist es deshalb doch, dass er geleistet hat, was vorliegt. Wir brauchen solche Bücher, die zwar nicht abschließend, dafür aber im höchsten Grade anregend sind. Es gibt gewiss manchen Literarhistoriker in Deutschland, der ausbreitetere Kenntnisse hat als Lublinski; es gibt aber wenige, die eine solch umfassende Bildung haben wie er; und es gibt bis jetzt keinen, der alle Zweige der soziologischen Struktur im Sinne der modern naturwissenschaftlichen Denkungsweise so zu verbinden wüsste wie er. Man stelle neben Lublinskis Buch das eines bloßen Schöngelstes, wie Rudolf von Gottschalls «Die deutsche Nationalliteratur des neunzehnten Jahrhunderts». Auch Gottschall macht seine Streifzüge über das Gebiet der schönen Literatur hinaus. Aber ihn interessieren doch nur die philosophischen und etwa noch die politischen Strömungen; auch sie interessieren ihn jedoch nur soweit, als der Schöngelst von ihnen spricht. Das ästhetische Urteil wird im Geistesorganismus solcher Persönlichkeiten souverän. Bei Lublinski ist die ästhetische Beurteilung nur ein Teil seiner Gesamtwertung der Dinge. Ihn geht nicht nur an, ob ein Kunstwerk bedeutend oder unbedeutend ist. Für ihn beginnt das eigentliche Problem erst in dem Augenblicke, in dem er mit dem ästhetischen Werturteil fertig ist. Dann fragt er sich: warum konnte in einer bestimmten Zeit und von einer gewissen Persönlichkeit ein bedeutendes Werk geschaffen werden? Man wird nicht fehl gehen, wenn man behauptet, dass Lublinski durch seine Fragestellung die literarhistorischen Probleme wesentlich vertieft hat.